



Dr. Siegmund Bing, Nürnberg

(17.8.1878 in Nürnberg - 1961 in London)

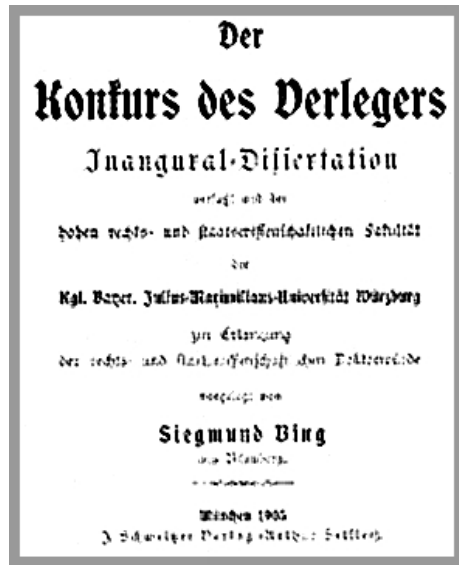
von Marianne Mohr (Israel)



Die Mutter Ida Bing, geborene Ottenstein, mit ihren Kindern (v.l.n.r.):
Stephan, Marie (sitzend), Frieda, Berta, Siegmund und Anna
(Foto: Marianne Mohr)



Die Familie Bing Ende des 19. Jahrhunderts: in der hintersten Reihe, 4. von links Ignaz
Bing (mit grauem Schnurrbart), ganz rechts außen vermutlich der junge Siegmund Bing
(Foto: Marianne Mohr)



Titelblatt von Bings juristischer Doktorarbeit in Würzburg



Sigmund Bing (um 1930)
(Foto: Marianne Mohr)

Mein Vater Dr. Sigmund Bing war nicht der erste Schriftsteller in der Familie. Auch sein Vater, der Geheime Kommerzienrat Ignaz Bing (29.1.1840 Memmelsdorf - 25.3.1918 in Nürnberg), fand trotz seiner anderen vielseitigen Tätigkeiten als Großindustrieller (*Bingwerke*) und im Nürnberger Stadtmagistrat noch Zeit zum Schreiben von drei Büchern: Eines über sein Leben, seinen Enkeln gewidmet, eines über seine Reisen und eines über die Fabrik. Außerdem war er bekanntlich ein Hobbygeologe, nach dem die *Bing-Höhle* bei Streitberg in der Fränkischen Schweiz benannt wurde.

Mein Vater Sigmund Bing studierte Jus in Erlangen und Würzburg, außerdem in München und Paris Nationalökonomie und Philosophie. Er hatte zwei Doktorate, legte aber keinen besonderen Wert darauf.



Nürnberg, Marienstraße 15: Im ersten Stock wohnte Sigmund Bing bis Ende der zwanziger Jahre
(Foto: Susanne Rieger)

Seine eigentliche Arbeit war der Journalismus, besonders Feuilleton und Buchkritiken. Er schrieb als fester Mitarbeiter der *Frankfurter Zeitung*, außerdem in der *Vossischen Zeitung*, dem *Berliner Tageblatt*, der *Neue Zürcher Zeitung* und in einigen Nürnberger Blättern, vor allem der *Fränkischen Tagespost*.

Alle großen Verlage wie Rütten & Loening, Fischer, Ullstein usw. sandten ihm ihre Neuerscheinungen zur Besprechung. Er hatte deshalb viele Schriftsteller als Freunde, darunter Jakob Wassermann, über den er ein Buch schrieb. Oskar Maria Graf stand ihm nahe, auch Joseph Ponten und der Prager Kreis mit Meyrink, Werfel, Rilke, Brod und Kisch. Bekannt war er mit fast allen, die damals einen Namen hatten, nicht zuletzt mit den Brüdern Thomas und Heinrich Mann.

**Der Vortrag Dr. Sigmund Bing
über Jakob Wassermann
in Kulturbund
am Montag, den 6. Mai
muß verschoben werden.
Der neue Termin wird noch bekanntgegeben.**

Der Anfang vom Ende in Deutschland: Bekanntmachung zu einer Veranstaltung in München, Mai 1935
(aus: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung vom 01.05.1935)

Politisch stand mein Vater Stresemanns Staatspartei nahe, zu seinen Freunden zählte aber auch der Sozialdemokrat Adolf Braun. Das war natürlich alles vor den Nazis.

Vater war bis 1935 Mitglied im Deutschen Schriftstellerverband. Er war viel auf Reisen, nie ohne seine kleine *Erika* Schreibmaschine.

Persönlich bestand viel Liebe zwischen uns. Er erzählte mir Geschichten über Dackel und die Odyssee von Homer, schenkte mir Bücher und erzog mich zum Lesen, außerdem zu offenen Augen, zum Wirklichkeitssinn.

Mit fünfzehn Jahren verließ ich mein Elternhaus. Vater und ich trafen uns nochmals 1938 in Zürich und in den fünfziger Jahren in London, wo er nach seiner Emigration aus Deutschland lebte. Er starb mit 83 Jahren.

Bibliographie Dr. Siegmund Bing

Die folgenden Angaben sind sehr lückenhaft, da es bisher noch keine systematische Zusammenstellung der Schriften des Autors gibt. Deshalb sind wir für jeden Hinweis, insbesondere auf seine zahlreichen Zeitungsbeiträge, dankbar.

Monographien

- Der Konkurs des Verlegers. Dissertation an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Kgl. Bayer. Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Druck: München 1905.
- Jakob Wassermann. Weg und Werk des Dichters. Nürnberg 1929 [erweiterte Ausgabe Berlin 1933].
- Alexander Castell. Zürich 1937.

Zeitungsbeiträge

- Safransky in Nürnberg. In: *Fränkische Tagespost*, 37. Jahrgang / Nr. 252, 27.10.1906.
- Zu Wassermanns Werk. In: *Frankfurter Zeitung*, 17.06.1923.
- Thomas-Mann-Abend in der Akademie. In: *Münchener Neueste Nachrichten*, 16.01.1928.
- Der Roman *Die Hilflosen* von Heinz Liepman [Rezension]. In: *Frankfurter Zeitung*, 08.06.1930.

... und jetzt noch unsere autobiographische Lieblingsgeschichte von Siegmund Bing, in der er seinen mehr oder weniger authentischen Malerfreund Safransky, einen Schlemihl und typischen Vertreter der Boheme des *fin de siècle*, hart auf das Nürnberger Besitz- und (vermeintliche) Bildungsbürgertum prallen läßt. Die Erzählung ist gespickt mit Anspielungen auf die damalige Kunst und ihre Vertreter in Paris, Wien oder München, doch behält der Autor die ironische Distanz sowohl zu seinem Protagonisten wie den etablierten Künstlern und ihren Mäzenen. Besonders reizvoll aus Nürnberger Sicht sind die Einschätzungen der Werke zeitgenössischer Kunst in der Stadt, vor allem des Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Eggenplatz.

Safransky in Nürnberg

von
Siegmund Bing

Eines Tages erhielt ich von meinem rumänischen Freunde Safransky einen Brief aus Wien, nicht frankiert und ungrammatikalischen Inhalts, in dem er mir ohne Aufwand von Rechtschreibkünsten mitteilte, er sei zwar mit Weib und Kind auf der Rückfahrt nach Paris begriffen, auch glücklich in einem Wagen vierter Klasse von Belgrad nach Wien gekommen, sitze nun dort aber rettungslos fest, da sein Kassenbestand ihm höchstens eine Fahrkarte 5. Klasse bis Wels ermögliche. Wien gefalle ihm nicht sehr, die Albertina natürlich ausgenommen (die Tintoretto's seien besonders fein), den *Ring* finde er protzig, das Leben teuer, umsomehr, als er nach der Fahrt durch Ungarn für sich und seine Familie noch einen Haarkamm habe kaufen müssen. Er schloß mit der Frage, ob ich ihm nicht Rat und Hilfe wüßte.

Dieser Brief, in dem jede Zeile von einem Kunstmaler stammte, wunderte mich nicht im geringsten, vielmehr hätte mich jeder andere in Erstaunen gesetzt. Bei dem Worte *rettungslos* hatte ich unwillkürlich ans Portemonnaie gegriffen, aber sogleich gefühlt, daß die Rettung

nicht von dorten kommen werde. Daß ich aber Safransky helfen müsse, stand fest: war er doch als Maler ebenso talentvoll wie unbekannt und als Mensch, unehelicher Gatte und Vater von einer überlebensgroßen Tugend, Treue und Anständigkeit.

Mit einiger Mühe brachte ich das Geld auf, dessen die kleine Familie zur Weiterreise nach Nürnberg bedurfte, und schickte es sogleich nach Wien. Auch mietete ich ein Zimmer am Egedienplatz, da ich wußte, wie sehr sich das Freiheitsgefühl meines Malers gegen Hotelzimmer sträube. Tags darauf konnte ich schon die Leutchen begrüßen, sie, eine ganz reizende Frau, nur während eines kurzen Aufenthaltes am Bahnhof. Denn Safransky hatte beschlossen, die Frau (mit der er seit Jahren in der zahmsten aller *wilden Ehen* lebte) mit dem Kinde nach München zu schicken, wo sie bei nahen Verwandten für die nächste *Zeit* unterkommen konnte.

Als der Zug, von unseren guten Wünschen begleitet, die Bahnhofshalle verlassen hatte, sah ich mir Safransky, den ich seit langem nicht mehr gesehen hatte, näher an und fand ihn kaum verändert. Die Jahre voll Not und Elend, die hinter ihm lagen, spiegelten sich in seiner Erscheinung nicht wieder: er war noch immer der stämmige Bursche, aus dessen Augen die Ehrlichkeit glänzte und dem um den mächtigen Schädel in wilder Fülle das Haar wucherte. Keine Schere war seit Jahren diesem Urwald genah. Aus der Pariser Zeit stammte das Knebelbärtchen; der Bauch aber schien ihm unveränderlich angeboren wie einem Buckligen sein Buckel: denn er war noch immer da in stattlicher Wölbung, obwohl man ihm seit Jahren als einzige Zerstreuung Kartoffeln geboten hatte - und die nicht immer. Die Natur kann paradox sein - und so ist's ausgemacht, daß Safransky, falls er einmal verhungern wird (was der Himmel verhüte!), im Vollbesitz seines irdischen Wanstes den göttlichen Fleischöpfen nahen wird.

Wir tauschten Erinnerungen aus, an Dachau besonders, wo wir uns vor Jahren kennengelernt hatten. Es war doch schon lange her, seit er allsonntäglich den Kinderwagen zwischen München und Dachau hin- und hergeschoben hatte, um die Gebühr für den Vorortzug zu sparen und sein volles Herz im Zusammensein mit seiner *Frau* zu verschwenden - und als ich ihn daran gemahnte, schüttelte er traurig die Mähne und meinte, *dazu* wäre er heute nicht mehr jung und kräftig genug. Dann erzählte er mir von seinen Pariser Tagen, ganz als der alte Idealist, der von der goldenen Sonne und dem Silberschein des Mondes lebt. Wie herrlich dies große Paris sei, wie frei und einsam zugleich, wie die Morgenröte der Gleichheit und Brüderlichkeit nahe, wie Jaurès ihn und das übrige Volk von Paris durch seine prophetischen Worte beglücke, wie die wahre Kunst nur bei den Impressionisten zu finden sei und das letzte Glück erst im *Zukunftsstaat* - und dies alles brachte er so überzeugt, so endgültig her, mit einem so starken Optimismus, der doch viele Entbehrungen und Enttäuschungen überdauert hatte, daß jede Skepsis hätte verstummen müssen.



Denkmal für Martin Behaim auf dem Theresienplatz

(Foto: Susanne Rieger)

So wanderten wir die Königstraße herunter zur Lorenzkirche, dann durch Alt-Nürnberg: über die Spitalbrücke, an der Nürnberg so sehr Brücke gleicht, vorbei an den alten Höfen der Spitalgasse zum herzerquickend-kleinstädtischen Hans-Sachs-Platz, um den die rechten Pegnitz-Spießer, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, behäbig sitzen, am Dudelsackspfeifer vorüber, durchs enge Heugäßchen (wo wir als Pennäler ein kleines heimliches Café gekannt hatten und eine wirkliche Kellnerin drin) zum Theresienplatz. Hier begann Safransky über das Behaim-Denkmal zu schimpfen, das sich in der Tat kümmerlich genug ausnimmt zwischen den hohen, stolzen Patrizierhäusern, und hatte noch nicht recht angefangen, als er das Kaiser-Wilhelm-Denkmal bemerkte, das seit kurzem auf der Höhe des Egidienberges ragte, dem alten Kaiser zu Ehren, doch dem malerischen Platze nicht zum Schmucke. Mit großer Hitze rannte nun mein Freund gegen die charakterlose, offizielle Denkmalskunst von heutzutage an und, da er polyglott ist, unterbrach eine Sprache immer die andere. Schließlich versagte ihm aber die Sprache überhaupt, und er stellte sich keuchend vor das kleine Melanchthon-Denkmal, wie wenn er gegen den alten Kaiser auf dem schweren *Brauersgaul* demonstrieren wollte. *Ist keine Hoffnung, daß das Ding den Berg hinunterrutscht?* fragte er mich nach einer Pause. Ich konnt's ihm nicht versprechen. *Dann werd' ich's in die Luft sprengen!* drohte er grimmig. - Aber in den sechs Wochen, die er dem Denkmal gegenüber in einem Zimmer, groß wie ein Reitsaal, hauste, geschah kein Unglück.



**Das Monstrum, bis heute nicht den Berg hinuntergerutscht:
Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Egidienplatz**

(Foto: Susanne Rieger)

Safransky ist eben nur Anarchist der Propaganda. Ich fand ihn zwar oft, wenn ich ihn besuchte, düster brütend am Fenster und kannte bald den Refrain: *Sehen Sie das schöne Pellerhaus, den feinen Durchblick hier, die Kirche und den ganzen Platz, und dann betrachten Sie, wenn möglich, das Monstrum da!* Sein Blick sprühte ungezählte Majestätsbeleidigungen und suchte den alten Kaiser zu durchbohren, aber der schaute gleichmütig drein: er hatte so viele Schlachten gesehen und Hödel und Nobiling! Und das dicke Heldenroß unter ihm sah nicht mal auf, wenn Safransky so wütend blickte.

Von diesem Monument abgesehen, fühlte sich Safransky in seinem hellen, luftigen Zimmer sehr wohl. Seine winzige Handtasche hatte er natürlich in den ersten zehn Minuten geleert und ohne Mühe das Problem gelöst, *einen* Reserve-Stehkragen über drei Schränke zu verteilen. Im übrigen trug er Sommer wie Winter eine dunkle Samtjacke, die die Zeit schon mit ehrwürdiger Patina zu überziehen begann. Gegen den Regen schützte ihn ein zweiter, dickerer Rock. Da er ein stattlicher Mensch war, wirkte er trotz seines Mangels an Garderobe nicht schlecht. Der unvermeidliche breite Schlapphut, den ihm ein an mangelnden Abendbrotten früh verstorbener Freund und Kollege vermacht hatte, krönte majestätisch das Ganze und wirkte gleich einem Firmenschild, Nürnberg den Zuzug eines neuen, lebenden Kunstmalers kündend.

Der Einzug war vollendet, das Handwerkszeug, Farben, Pinsel, Leinwand, Staffelei auf Pump beschafft - nun galt's den Feldzugsplan zu verwirklichen, den wir ausgeheckt hatten. Es handelte sich darum, Safransky in Nürnberg ein paar Aufträge zu verschaffen, deren Erlös es ihm ermöglichen sollte, nach Paris zurückzukehren und sich dort eine Weile über Wasser zu halten.

Die Ausführung dieses Planes wäre einfacher gewesen, wenn mein Freund Safransky nicht die Originalität besessen hätte, in Gegenwart jedes Menschen, der im Verdacht stand, Bilder zu kaufen, sogleich Maß und Ziel zu verlieren und gegenüber den Leuten, die sich als seine Brotgeber fühlten, einen Mangel an Psychologie zu entwickeln, der bei seiner sonstigen Intelligenz, seiner Herzengüte und seiner - Notlage als krankhaft erscheinen konnte. Wie viele andere Künstler, betrachtete er die Leute, die bereit waren, ihm Bilder abzunehmen, als inferior, banausisch und zu allen Tücken geneigt, um seine bewährte Geschäftsunkennntnis auszu-beuten. Da er ihnen schließlich doch als der wirtschaftlich schwächere Teil seine *Ware* überlassen mußte, wollte er ihnen wenigstens seine feindselige Geringschätzung mit dreingeben. Denn es schmerzte ihn tief, seine Bilder in die Hände von Leuten zu geben, die oft nichts dafür übrig hatten, als einige lumpige Goldstücke.

In meiner nächsten Familie waren weitere Werke Safranskys nicht mehr unterzubringen, denn überall hingen schon von seiner Hand Landschaften, Intérieurs, Portraits, sämtlich mehr oder minder *safrangelb*, wie die glücklichen Besitzer zu behaupten pflegten. Dank meiner Vermittlung hatte sich Safransky dazu verstanden, sie, von Notfall zu Notfall, ohne allzu bittere persönliche Schmähungen zu verkaufen. Nun aber mußte man in der entfernten Verwandtschaft Umschau halten nach offenen Herzen und Händen - eine mühselige, undankbare Aufgabe. Ich hatte, wie ich mir von meiner Großmutter, einem lebenden Verwandtschaftskatalog, sagen ließ, noch eine ganze Reihe von Tanten und Vettern zweiter und dritter Güte in Nürnberg wohnen, von deren Existenz ich bisher nur eine unklare Vorstellung gewonnen hatte. Von manchem weißt' ich kaum, *weiß Nam'*, *weiß Art* sie seien, und fast alle hatten sich bisher von meiner Seite einer summarischen, schweigenden Mißachtung erfreut. Nun aber weckte die Lage des Safransky in mir schlummernde Familiengefühle, und da alle Reserven zu versiegen drohten, griff ich zum Landsturm meiner verwandtschaftlichen Sympathien. Der sollte nun seine Opferwilligkeit und Tüchtigkeit bewähren!

Die Aufnahme, die wir bei diesem letzten Aufgebot erfuhren, war unterschiedlich. Es gab edle Großcousinen, die mich herzlich empfingen und deren sonnige Heiterkeit sich erst trübte, wenn ich sie mit meinem finster blickenden Begleiter bekannt machte; es gab alte mürrische Tanten mütterlicherseits, die der Ansicht schienen, daß ich mich der Verwandtschaft zu spät erinnere und daß ich mir nicht notwendig meinen ersten Besuch - nach einem Menschenalter! - in Gesellschaft eines Kunstmalers hätte einfallen lassen sollen. Es gab auch geschmacklose *Onkels*, die ohne Einleitung erklärten, sie täten so viel für die Armen, daß ihnen für Safransky nichts mehr übrig bleibe - und ich hatte dann alle Mühe der Welt, Safransky zu beruhigen, den solche Worte wie rote Tücher reizten und der, wenn er den Kopf senkte und den Stierna-cken zeigte, den andalusischen Bullen glich, die ich jüngst in der Arena zu Sevilla gesehen, daß ich für die Gesundheit meiner Onkels zu fürchten begann und schleunigst den Kampfplatz räumte. Es gab schließlich einige wohlwollende Seelen, die das Wort *Kunstmaler* nicht allzu

sehr befremdete und verdüsterte, und die geneigt waren, mit sich reden zu lassen - was ihnen aber wieder Safransky schrecklich verübelte.

Es ist merkwürdig, wie falsche Anschauungen auch bei den sogenannten besseren Leuten (oder vielleicht gerade bei diesen!) über Wesen und Kunst eines Malers existieren und welch' törichten Fragen man begegnet, wenn man, wie wir Beide zwei Tage lang in Nürnberg, auf Kunsthandel ausgeht. Allen Ernstes fragte man so Safransky, wie weit er auf der Münchner Akademie in seinen Studien gekommen sei, worauf dieser grob genug antwortete: *Ich war nur zwei Jahre an der Akademie und hab' einen Schmarrn profitiert. Im ersten Jahr zeichnet man dort männliche und im zweiten weibliche linke Füße.* Eine andere beliebte Frage war, was Safransky male, ob Köpfe oder Landschaften oder Stilleben (eine Kunstgattung, die man im Publikum entschieden am höchsten stellt). Auch hierauf fand Safransky eine philosophische Erwiderung: *Ich mal' alles, so lange ich Farben habe, nur Eßwaren mal' ich nicht erst lange, die eß' ich lieber gleich. Um die nach der Natur zu bringen, bin ich in der Regel zu hungrig. Es ist vielleicht schad', denn Radi, Käs und andere Münchener Gourmandisen gehen im Kunsthandel reißend ab.* - Ein neckisches junges Mädchen, das selbst malte, wollte wissen, welches die Lieblingsfarbe des Safransky sei und dieser meinte wahrheitsgemäß: *Ich bevorzug' immer die Farbe, die ich noch auf der Palette habe. Manchmal leider, wenn mir die Farben ausgegangen sind, malt sich alles grau in grau. Dann mal' ich lieber gar nicht mehr.* - Eine alte klapperdürre Jungfer plagte die Neugierde, zu erfahren, ob Safransky auch Aktstudien mache und sie bekam ihre Antwort: *Jawohl, mein Fräulein, nackte Aktstudien. Würden Sie mir, da meine Frau in München ist, zunächst vielleicht für Halbakt sitzen?* - Allgemein wunderte man sich, daß Safransky sich nicht mehr spezialisiere und vergaß nie, auf Lenbach hinzuweisen, der für das große Publikum der Maler ist. *Wir haben genug an dem einen Lenbach,* pflegte da Safransky zu versetzen, *ich bin zufrieden, daß ich nicht so mit Aufträgen überlaufen werde. Ich mein' aber, die größte Kunst des Lenbach ist seine Grobheit gewesen.* Das gläubige Publikum hörte solche Blasphemien mit ungläubigem Lächeln: was verstand der arme Safransky vom großen Lenbach!

Noch schlechteren Erfolg hatten wir mit einem Besuch bei einem reichen Mann, der sich auf seine eingebilddete Bilderkenntnis etwas zugute tat; für mich war's die schwerste Belastungsprobe unserer Tournee. Safransky bezeichnete nämlich mit untrüglichem Geschäftsinstinkt eine von aller Anfang an fade Tirolerin, die in hundertster verwässerter Auflage neben anderem Schundzeug im Salon des Millionärs hing, als *Kitsch*. *Was ist das, Kitsch?*, fragte dieser, dessen höchster Stolz dieser *echte Maier* war. *Sie wissen nicht, was Kitsch ist?*, stellte Safransky als Gegenfrage. *Sie haben das ganze Zimmer voll davon und wissen nicht, was Kitsch ist! Das da z.B., Ihr Maier, ist Kitsch!* - *Wieso?!*, fragte der reiche Mann fassungslos. *Ich habe doch 12,000 Mk. dafür bezahlt! Ist das am Ende kein bekannter Name?!* - *Doch, Maier ist ein sehr bekannter Name, aber seine Bilder sind auch darnach!* - *Erlauben Sie 'mal,* versuchte nochmals der reiche Mann, *ich bin selbst Mäcen!* - *Und ich, ich bin selbst Maler und weiß, was ich weiß. Es ist wirklich ein Skandal, was für ein Zeug die reichen Leute sich als Kunst aufschwätzen lassen! Und wir, wir Jungen, die keinen Kitsch malen, wir gehen daran zugrund', wir sind's, die eigentlich die Kosten zahlen. Überhaupt!* - brach er plötzlich aus, während alles ringsum erstarrte - *überhaupt hab' ich die Geschichte dick! Ich werde von einem Salon zum andern geschleppt und einer ist immer geschmackloser als der andere und überall gibt's eine malende Tochter im Haus, die dumm redet und mich fragt, wie ich über die „Sezession“ denke und in jedem Salon hängt immer so ein gelecktes Stück Tirolerin oder auch - o heiliger Gabriel Max! - eine mehr oder minder visionäre Jungfrau. Und diese geleckte Tirolerin und diese abgeschmierte Jungfrau soll ich jedesmal beschauen und den Maler bewundern und den Besitzer glücklich preisen! Die reichen Leute sind wirklich die ärgsten und so kunstverständlich, daß sie keinen Tüncher von einem Maler unterscheiden können. Gestern hat mir einer, für den die „Schangermalerei“ das höchste der Gefühle ist, geklagt, seine*

Wohnung sei neuhergerichtet, aber die Türen seien leider schon etwas abgestoßen. So ein Schmierfink! Na, ich hab' ihn aber gleich verstanden und ihm erwidert: „Ich mal' Ihnen was! - Ich bin der Ansicht, die Proletarier unter den Künstlern (und sie sind die Menge und das Talent) sollten sich vereinigen und zur ersten Bestimmung ihrer Organisation machen: An Millionäre wird grundsätzlich kein Kunstwerk abgegeben. Das wär' schön! Das möcht' ich noch erleben!

Diese Zukunftsvision, fast so prächtig wie brotlos, stimmte Safransky wieder heiter, ich hatte keine Mühe mehr, ihn zu begütigen. Aber brauche ich zu sagen, daß uns von diesem Millionär kein Auftrag kam?

Das Ergebnis unserer Rundreise in Nürnberg war überhaupt bescheiden. Mit Ach und Krach waren zwei Aufträge zustande gekommen: eine alte Witwe ließ ihren Lieblingsdackel, ein junges Paar sein Töchterchen malen. Auch das Töchterchen wäre übrigens beinahe noch in die Brüche gegangen. Als nämlich das kleine, magere Kind zur Probeansicht in den Salon geschoben wurde, hatte Safransky mit spontaner Begeisterung ausgerufen: *Na, die ist schön-häßlich!* Mit unendlichen Schwierigkeiten hatt' ich schließlich das *häßlich* wegeskamotiert!

Die Sitzungen konnten nicht sogleich beginnen, da mir Safransky mitteilte, er müsse am Samstag, wie ich gewiß verstände, nach München reisen, um seine Frau zur Treffler-Redoute zu begleiten: *Ich kann doch meine Frau nicht allein hingehen lassen - Sie begreifen das doch?* Gewiß, ich verstand und begriff das bei einer so hübschen Frau. - Die Redoute war längst vorüber, doch Safransky noch nicht zurück. Dafür kam eines Tages eine Photographie: Safransky mit Familie. Es war die dritte, die er mir dedizierte. - Ist das nicht eine seltsame Beobachtung, die ich schon manchmal machte: Je weniger Geld die Leute haben, desto öfter lassen sie sich photographieren. Halten sie das vielleicht für einen Beweis von Wohlstand, den sie sich gerne selbst vortäuschen?

Auf ein dringendes Telegramm kam schließlich Safransky zurück. Er hatte à conto des Dackels in München angenehme Tage und Nächte verbracht. Nun aber waren die Nürnberger ungeduldig geworden und in der Familie des Dackels drohte sogar ein Trauerfall, der vielleicht zur Sistierung der Sitzungen geführt hätte. Denn in dieser Familie galt es für ein weltliches Vergnügen, gemalt zu werden.

Die Fahrten zu Treffler wiederholten sich noch einige Male, aber nach vier Wochen hatten doch alle Teile ausgelitten. Safransky hatte seine Portraits zur vollsten Unzufriedenheit der Auftraggeber ausgeführt. Der Dackel ermangelte in seiner Wiedergabe individueller Züge und die Besitzerin fand, daß er in Wirklichkeit nicht so krumme Beine habe wie Safransky auf seinem Bild angebracht. - Das heulende und sich sträubende Töchterchen war in ein Pierrot-Kostüm gesteckt worden und stand auf kläglich-nackten Füßchen: es wurde den Eltern, die es übertrieben liebten, in Safranskys Wiedergabe nie freundlich und süß genug. *Soll ich noch das rechte Hühneraug' lächeln lassen?* fragte er in der Schlußsitzung höhnisch die entrüsteten Eltern ...

Mit dem Geld, das von den zwei Bestellungen schließlich noch blieb, konnte Safransky mit Familie gerade nach Paris kommen. *Sie werden sogar bei der Ankunft noch einen „Bock“ trinken können,* tröstete ich ihn zum Abschied.

Jüngst kam wieder ein Brief von Safransky. Paris sei wunderschön; er aber sitze rettungslos fest usw. Er habe (ein leichtvergeßlich' Herz!) die Nürnberger in sehr guter Erinnerung, vielleicht wüßt' ich ihm - da er ja schon jüngst mit seiner Kunst auf den Hund gekommen sei - in meiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft einen gelehrigen Pudel, anständig genug, sich malen zu lassen. In diesem Falle werde er sogleich nach Nürnberg kommen und diesmal auch Frau und Sohn mitbringen.

Ich schrieb darauf, in meiner engeren Familie hätten wir abgewirtschaftet und mit der neu entdeckten Verwandtschaft stände ich nach seinem Abzug fremder wie je zuvor. Ich wüßte

also leider keinen genügend gelehrigen Pudel mehr. Um jedoch meinen guten Willen zu zeigen, würde ich - wie ich glaube, in seinem (Safranskys) Sinne - bei seinem hiesigen Parteiorgan eine Skizze über seinen Nürnberger Aufenthalt einsenden, die dieses hoffentlich bald zur Veröffentlichung bringe. Das Honorar, das ich in seinem Interesse recht hoch erhoffe, würde ich ihm sogleich übermitteln. Bis dahin solle er sich's mit den Seinen möglichst gut gehen lassen.

Dank eines Hinweises von Herrn Dr. Siegfried Schödel (Nürnberg) wurden wir auf einen von Hermann Kesten - selbst kein Unbekannter in der Nürnberger Literaturszene der Zwischenkriegszeit - verfassten Geburtstagsgruß in der New Yorker Emigrantenzeitung *Aufbau* (Sept. 3, 1948, Vol. XIV / No. 36, p. 5 - 6) aufmerksam, der von Siegmund Bings Bedeutung zeugt und zugleich eine liebevoll ironische Beschreibung der Kreise und Menschen bietet, die damals das intellektuelle und gesellschaftliche Leben der Stadt prägten. Deshalb und zur Vervollständigung unseres Siegmund-Bing-Online-Archivs zitieren wir hier Kestens amüsanten und informativen, weil von einem Insider geschriebenen Text in voller Länge.

Der Dr. Bing

Am 17. August d. J. wurde Siegmund Bing 70 Jahre alt. Wir können infolge technischer Schwierigkeiten diesen Glückwunsch erst heute bringen.

S. Bing hatte immer eine scharfe Zunge und spitze Feder und einen behenden Witz. Er liebte den Wortwitz und pflegte das Wortspiel bis zum Barocken. Aber er opferte keinem Witz und keiner Rücksicht seine unabhängige Meinung oder seine strengen Ideale.

Der Dr. Bing

Am 17. August d.J. wurde Siegmund Bing 70 Jahre alt. Wir können infolge technischer Schwierigkeiten diesen Glückwunsch erst heute bringen.

S. Bing hatte immer eine scharfe Zunge und spitze Feder und einen behenden Witz. Er liebte den Wortwitz und pflegte das Wortspiel bis zum Barocken. Aber er opferte keinem Witz und keiner Rücksicht seine unabhängige Meinung oder seine strengen Ideale.

Er war ein Landsmann und Bewunderer von *Jakob Wassermann* und hat in seiner Biographie Wassermanns, die zuerst bei E. Frommann & Sohn in Nürnberg, dann bei S. Fischer in Berlin erschien, ein Denkmal für Wassermann und Bing geschaffen; um Bing zu zitieren: „Nur die Prosa wahrer Dichter trotzt der Zeit.“

Auch ich bin ein Landsmann von Bing, und ich habe viel Anregung von dem einzigen Literaten von Rang erfahren, den es in meinen jungen Jahren in Nürnberg gab. Mit wehmütigem Vergnügen denke ich an unsere literarischen Gespräche im Café Eberhard [Luitpold-Ecke, Königstraße 70] zurück, wo die literarischen, geistigen, politischen und sportlichen Führer Nürnbergs sich versammelten.

Dort hatte alles Lebendige und Fortschrittliche seinen Platz, links am Fenster stand der demokratische Stammtisch mit dem Oberbürgermeister Dr. *Luppe*, an der Tür saßen die aufsässigen Jungdemokraten, mit Redakteur *Gall*, Dr. *Julie Meyer* und *Gustav Regler*, dem damals heimlich jungdemokratischen Feuilletonredakteur an der demokratischen Morgenpresse. Rechts

war der Stammtisch des 1. F.C.N. (des Ersten Fußballclubs Nürnberg), wo mein Schulkamerad *Hans Kalb* saß, mit zwanzig schon weltberühmt, als Deutschlands bester Mittelstürmer, und dessen Photo wir in arabischen Zeitungen in Marrakesch oder Tunis fanden. Da gab es den Stammtisch der sozialdemokratischen Literaten mit *Karl Bröger* und jenen der Schauspieler vom „Intimen Theater“, einen anderen für die Schachspieler und wieder einen für den Tanzclub „Freie Jugend“.

Manchmal verwechselten die Stammgäste ihre Stammgespräche und Oberbürgermeister Dr. Luppe diskutierte heftig mit Mittelstürmer Kalb über den Vorrang von Thomas oder Heinrich Mann, oder Gustav Regler und der Leiter des Tanzclubs gerieten sich über die Nürnberger Kommunalpolitik in die damals noch so üppigen Haare, oder Dr. Siegmund Bing attackierte auf seine beißende Art und von Wortwitzen übersprudelnd den *Stuhlfauth*, den baumlangen Torwart vom 1. F.C.N. oder die kichernden Sitten der tanzvollen Jugend.

Nur Karl Bröger, ein Parteidichter vor und unter Hitler, nur damals von der sozialdemokratischen Partei, zitierte unbeirrbar seine eigenen Verse.

Trotzdem waren es schöne Zeiten und wenn die Deutschen nicht dem Rattenfänger von Braunau nachgelaufen wären, säßen wir vielleicht alle noch da und Kalb läse die Gedichte von Regler und Dr. Luppe spielte Schach mit Karl Bröger und ich würde so fröhlich und schallend über die unwiderstehlichen Witze von S. Bing über das geistige Leben von Nürnberg lachen, wie ich es in meinen jungen Jahren tat ... Schade!

Das Café Eberhard ist abgebrannt, das alte Nürnberg ist ausgebombt. Hans Kalb ist vielleicht verfettet oder gestorben. Karl Bröger ist schon lange verdorben [?]. Ob Dr. Luppe noch lebt? Aber der Dr. Bing sitzt in London, ich sitze in New York und kann ihm nur schriftlich über den Atlantischen Ozean hinweg noch viele gute Jahre wünschen, ihm und der deutschen Literatur, die solcher unbestochenen, aufrechten, witzigen Kritiker mehr als je bedarf.

Hermann Kesten

[Index](#)

[Home](#)